

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer. 1927-1944 1933

291 (21.10.1933) Am badischen Herd

Am badischen Herd

Unterhaltungsbeilage des „Führer“

Deutsche in Ketten

Von Werner Krueger

Das Leibstück der Tor zu Thorn lag rotbraun und ziegelverwittert in der Mittagssonne. Es dehnte sich behäbig zwischen den grünbewachsenen Wällen der Festungswerke und schmunzelte fast vergnügt unter dem wilden Gerank des Zeltankerliebchens, der mit winzigkleinen Saugwürmchen an den Mauerpalten emporkletterte.

Hinter der alten Brücke, die über den ententloftbewachsenen Stadtgraben führte, lag, bombenförmig im Wall begraben, mit seinem runden, die ganze Anlage mit Feuer bestreichenden Vastionswerk, die alte Jakobskaserne.

Vor dem weißroten Schilderhaus kimmelte heute ein polnischer Hallergardist, den Hahnentamm einer verschrobeneu Baschkirmitze auf dem weißblonden Galzierschädel. Wo einst der preussische Adler die Flügel breitete — noch sah man die abgehürsteten Stellen im Mauerwerk —, krähte heute das weiße, drockige, halbfällige Federhieb der Rzeczypospolita Polska. An der Wand, an der die Marmortafel hing, macht sich ein Buntbrud des Marschalls Piłsudski breit.

Von dem Wallabhang, auf dessen feuchter Grasnarbe die Sumpfdotterblume blühte, flatterte ein weißer Schmetterling herab in die alte Jakobskaserne, vorbei an dem Wachtposten. Als der kleine Kohlweißling seine Flügelchen an den Drähten der Alarmleitung im Kasemattengang wund rieb, torfelte er erschreckt und hilflos zu Boden. In einer Nische hockte er betäubt und ängstlich, mit zusammengelassenen Flügeln. Bis langsam, ganz langsam der Sonnenstreif vorrückte, über den nackten Zementboden frick, die Quadersteine vergoldete, Leben hereinhauchte in diese düstere, dumpfe Kasematte. Da wippte er leise mit den Flügeln, und plötzlich flog er auf und geraden Weges in eine halb offen stehende Mannschafstube.

Der polnische Infanterist Franz Warnde, der gerade genug Polnisch beherrschte, um beim Kommando mit dem Griff nicht nachzuklappen, sah vor dem kleinen Fenster und schrieb einen Brief. Und als der Kohlweißling sich oben auf das kopfende dieses Papiers setzte, mit suchend tastenden Fühlern, da hielt der Mann im Schreiben inne, stützte den Kopf in beide Hände und sann. Noch es nicht mit einem Male herbefrucht nach der heimatischen Scholle? Stunden dort nicht die pugig-ernsthaften Kopfwunden am Bach, der seine dunklen Wellen leise und bedächtig am ausgefressenen Ufer entlang führte in den Mühlenteich, hinter dem die Binden zur Nacht bestäubend düsteten? Desjneten sich nicht auf der

Wiese hinter dem Haus die Königskerzen weit, und lag er selbst nicht häuchlings im Gras? Am Himmel färbten sich die wandernden Wolken mit dem roten Blut der Abendsonne, und von ferne her klang das Lied einer Geige: „Geliebte Du — Geliebte Du!“ Rief nicht sein Mütterchen aus der Stube?

Der Brief aber, den der polnische Infanterist Franz Warnde schrieb, der war ein Schmerzensschrei und ein Jubelschrei zugleich: „Mein gutes Mütterchen! Ich halt' es einfach nicht aus hier unter diesen Polen, die von den Weibern reden, wie es unsere Burschen nicht vom Vieh taten. Und ich halt' es nicht aus. In meinem Koffer, der offen neben mir steht, liegt eine alte Zeitung. Weißt Du, wessen Bild darin ist? Adolf Hitler! Das allein noch gibt mir Hoffnung.“

Der Kohlweißling flatterte plötzlich ängstlich empor und schwirrte zu den halbblinden Scheiben der Fensterklappe hinauf. Hinter dem Infanteristen stand grinsend ein bagerer polnischer Feldwebel. Eine braune behaarte Hand griff nach dem Brief. Faltete ihn zusammen und steckte ihn weg. Griff noch einmal in den Koffer. Holte eine deutsche Zeitung hervor. Auch sie verschwand hinter dem Brustflak der blaugrauen Uniform.

Warnde stand zitternd. Seine Augen flackerten: „Bonie Kapral, meine Zeitung! Und der Brief an meine Mutter... Das — dürfen Sie nicht!“

Der Korporal spie verächtlich aus. „Arzmasz twoje gardo, tyś pies! Wyhodac!“ — Halt Dein Maul, Du Hund! Maus.“ — Da senkte der polnische Infanterist Franz Warnde den Kopf und ging.

Zwei Tage darauf lag das erste Bataillon der 12. pommerellischen Biechoty auf dem Schießübungsplatz Stewen hüchlings vor der Gabel und schob sich langsam auf Scheiben ein. Man hatte das Ziel nicht besonders gut beleuchtet. Die Gabeln waren alt und verrostet. Beim Rückschlag rutschten sie wie verbogene Notenständer. Als die Entfernung vergrößert wurde und zum Schluß die Gabeln eingeholt wurden, schrieb der Schießunteroffizier die Punktzahl auf.

Unter den besten Schützen, die vor dem Bataillonskommandeur traten, stand an zweiter Stelle Franz Warnde. In das Auge des Populowits trat ein giftgelber Schein. Er winkte

dem Feldwebel der zweiten Kompanie. „Was war doch los? Sie hatten was zu melden, Kapral? Maus damit!“

Der Korporal fingerte in seinem Waffenrock. zog eine deutsche Zeitung hervor und den Brief eines deutschen Jungen an seine Mutter. Der Populowits überflog beides finstern. Dann stand er sinnend. Wortlos. Brüllte plötzlich los: „Wegtreten!“

Die Infanteristen gingen zum Schießstand zurück. „Hinlegen!“ — „Anschlag! Bistier 450!“ Die Kommandos überschlugen sich. Dann war es minutenlang still. Verdächtig still. Die Sonne trieb kleine Windhosen wirbelnden Sandes über den großen Erzierplatz. Sie stoben über die im Sande liegenden Soldaten. Kom Dorfe Steinten her rauschte die Weichsel, die deutsche Weichsel.

Der Kompaniefeldwebel war mit dem Schießunteroffizier verschwunden. Als beide mit einigen Mann wieder kamen, trugen sie verdeckte Scheiben. Man berringerte die Entfernung. Die Scheiben wurden verdeckt eingesteckt. Und dann, dann...

„Umdrehen!“ brüllte der Populowits. Der Schießunteroffizier drehte die Scheiben herum. Was war das? Das waren — Himmel! — das waren braune Hemden, SS-Mützen — Schulterriemen, Scheiben mit den Wibern von SS- und SS-Mannschaften.

Totenstille auf dem weiten Platz. Dann überschlug sich die Stimme des Bataillonskommandeurs: „Anschlag halten! Feuer!“

Zweihundert Schützen lagen in loser Plänkellinie. Einhundertachtzig Schüsse pfliffen über den Sand. Zwanzig Gewehre lagen weggeworfen. Zwanzig junge Leute, polnische Infanteristen deutschen Blutes und deutscher Zunge standen aufrecht und mit verstränkten Armen.

Siedendes Blut schoß dem Populowits in die Schläfen. „Meuterei!“ schrie er mit überschneppender Stimme. „Meuterei!“

Manen auf dem Platz. Pöcklich. Wie verabredet. „Hände hoch!“ Die Karabinerschlöffer rasfelten. Zwanzig deutsche Männer in polnischen Uniformen gingen aufrechten Kopfes in die Weichselbaracke. Dahinter und daneben die schwere Eskorte der pommerellischen Garde-Mannan. —

Aufrecht stand der junge Warnde vor dem Kriegsgericht. Aufrechten Kopfes hörte er sein Urteil: „Fünf Jahre Festung!“

Als er unter der Ulanenestorte über den Flur schritt, der vom Kriegsgericht hinunter in die Kasematten führte, konnte sich die Sonne nicht genug tun in felsiger Verjüngung goldener Lebenskraft. Dunkelgrün und schattig rauschten

die Bäume unten im Hof. Und hinten — der silberne Streif, das war sie, der große, heilige Fluß, die deutsche Weichsel, unsere Weichsel! Warnde schritt vorwärts und trank zum letzten Male die berausende Schönheit seiner Heimat. Deutsch trotz allem und gerade deshalb! Und plötzlich würgte es in seinem Halse. Fünf Jahre! Mutter! Meine Mutter! Das halt ich nicht aus!

Ein Stoß gegen den nächsten Ulanen, ein Schrei, Schrei, Karabiner im Anschlag, splittende Scheiben, noch ein Schrei — Schwestern. Unten lag ein deutscher Junge. Tot. Aber seine Lippen küßten die ewige deutsche Erde, und seine erstarrten Finger strichen Lind darüber hin.

Wieder gefunden

Kleine Geschichte aus dem Leben

Vor zwölf Jahren kamen die beiden auseinander, der blutjunge Elmer McCoy und seine Mutter. Der Junge wollte sich die Welt ansehen, ging auf Wanderschaft und vergaß eine Zeilang, nach Hause zu schreiben. Als ihm nach Monaten wieder einfiel, seine Mutter könnte sich nach einem Lebenszeichen von ihm sehen, kam sein Brief unbestellt zurück: Unbekannt verzogen. Jetzt schlug dem Bergelischen das Gewissen. Er versuchte alles Mögliche, um den Aufenthalt seiner Mutter zu ermitteln, doch die Mittel zu wirkungsvollen Nachforschungen fehlten ihm. Ebenso ging es seiner Mutter. Sie hatte, da sie auf Erwerb angewiesen war, fortziehen müssen, einem Verdienste nach, und dabei veräußert, den Behörden ihre Anschrift zu hinterlassen. Nun war alle ihre Hoffnung, im riesengroßen Gebiet der Vereinigten Staaten ihren Jungen jemals wieder zu finden, völlig geschwunden. Vor kurzem aber las die Frau in einer Zeitung aus San Francisco eine kleine Nachricht, die sie trüben machte. Dort stand im Anschluß an einen Bericht über das Leben in einem in der Nähe der Stadt eingerichteten Lager des Forst- arbeitsdienstes — gewissermaßen als Beweis für die gute Dohut, in der sich die Freiwilligen befanden —, der neu eingestellte Elmer McCoy sei erkrankt und wenige Minuten nach der ärztlichen Untersuchung in einen Sanitäts- wagen geladen und nach San Francisco zu einer dringenden Operation gebracht worden. Elmer McCoy! Sollte das ihr lang vermisster Junge sein? Frau McCoy, die in Los Angeles wohnte, setzte sich sofort mit der Leitung des Krankenhauses in Verbindung, und wenige Tage später sah sie wirklich am Bett des Sohnes, von dem sie zwölf Jahre getrennt gewesen war.

Es spukt im Seehaus

Ein heiterer Roman von Marianne Ziegler

51. Fortsetzung.

Gina starrte in entsetzt an. Wußte er? Der Spuk... Aber Reichenbach sprach weiter. „Niemand wäre es mit eingeleitet, anständige Leute zu verdächtigen. Aber seit gestern bringe ich den Gedanken nicht aus dem Kopf, ob der Direktor... um Gottes willen nein, ich habe nichts gesagt. Und ich weiß, daß ich der letzte bin, der ein Recht dazu hat. Aber eben weil ich es hier erfahren habe, wie schnell ein unbescholtener Mensch schuldig werden kann, eben deswegen traue ich niemanden mehr, mir auch nicht.“

„Ist dir nicht gut, Konrad? Hast du schlecht geschlafen?“ fragte Gina besorgt — Was hatte er denn heute? Was bedeutete dieser Bekennungsdrang?

Aber Konrad war im Zuge. „Das ist wahrscheinlich die Strafe dafür, daß ich mich selbst überhoben habe. Wir alle überhoben uns. Sie auch.“ Er zeigte nach oben, wo seine bessere Hälfte noch schlummerte. „Sie am meisten. Ich möchte beinahe wünschen, daß sie hier auch zur Verbrecherin wird. Vielleicht verkünde sie dann besser... aber du verstehst, nicht wahr?“

„Nein“, sagte Gina, die aufing ängstlich zu werden. „Ich verstehe nicht. Willst du sagen, daß du...“

Reichenbach nickte und legte den Finger auf die Lippen, denn er schien unfähig, sich näher zu erklären, nur die eine Frage brachte er heraus: „Ist der Herr vom Gericht schon da?“ Allmächtiger! Entweder war er verrückt,

vollkommen verrückt geworden, oder es drückte ihn wirklich eine Schuld. Aber wie war das möglich? In dieser Familie von geradezu niederstimmernder Korrektheit! Gina fühlte, daß Haus, See und Berge sich wie ein Karussell um sie zu drehen begannen.

Wenn doch nur Martin dagewesen wäre, Martin mit seiner Ruhe und Bernunft, die sie, törichte Frau, schon so oft ungeduldig gemacht hatten! Sie fühlte sich außerstande, die Aufgaben, die der heutige Tag noch bringen mußte, aus eigener Kraft zu erledigen. Den Herrn vom Gericht hatte sie fast vergessen. Was mochte der wollen? Mit dem Diebstahl konnte sein Besuch nicht zusammenhängen, denn der war erst viel später entdeckt worden. Konrad hatte recht: man war in Geheimnisse verstrickt. Sehnsüchtig spähte sie hinüber zur Straße, hoffend, ihr Martin möchte dort in der Ferne auftauchen. Aber die lag, ein silberweißes Band, leer und einsam zwischen grünblauen Wiesen. Nur von der entgegengelegten Seite, von Obermühl her, kam wie ein Lauffüßler ein Wagen eilig näher. Er hielt, wo der Fußpfad abweigte, setzte einen einzelnen Wanderer ab, raste weiter. Der Mann aber ging auf das Seehaus zu! Gina hielt die Hand über die Augen; er kam ihr vertraut vor; das war — war Dr. Mohr.

Den verdubten Konrad stehen lassend, rannte sie ihm entgegen. „Franz! Franz! Nein, die Ueberraschung! Das Glück!“

„Das nenn ich einen Empfang!“ lobte der Rechtsanwalt, ihre Hand schüttelnd. „Aber wie komme ich eigentlich dazu? Ihr habt mich doch

erwartet? Nicht? Wo ich doch gestern telephoniert habe?“

„An wen? An uns? Wir aben doch gar keinen Anschlag?“

„Das wußte ich. Darum habe ich die Wirtin in Bichelberg gebeten, einen Jungen zu euch zu schicken. Ich hatte gestern in Obermühl zu tun, ein Klient nahm mich in seinem Wagen mit, und nun hat er mich auf dem Rückweg hier abgesetzt.“

Frau Holveck sah ein Licht aufgehen: die Vorsicht des „Herrn vom Gericht“ hatte auf dem Umweg über die Schimmelwirtin, ihren Duben und das Fannert wohl des öfteren ihre Form verändert. Sie überzeugte sich, daß die von allen, besonders von Vater Konrad so sehr gefürchtete Amtsperson niemand anders war als der treue Freund des Hauses, und es war ihr, als gehe die Sonne auf.

„Was macht Martin?“ fragte Dr. Mohr.

„Franz, Sie kommen gerade im rechten Augenblick. Hier geschehen schreckliche Dinge! Martin ist verschwunden!“

„Seit wann?“

„Seit gestern abend. O Gott, ich ängstige mich so um ihn!“

„Aber Frau Gina!“ sagte Dr. Mohr beruhigend und zog seine Uhr. „Ist das ein Grund zur Aufregung? Das kann doch jedem Mann passieren, daß er sich gegen Morgen ein wenig verspätet. Wenn ich an unsern Stammtisch im „Gelben Haisfisch“ denke... Sie haben das doch schon früher erlebt!“

„Nein, nein, so ist das nicht. Sie wissen nicht, was hier alles vorgeht. Es spukt im Seehaus. Und nun ist Martin fort und Möbius und der Polizeirat und der Schwarze und die Diamanten des Afrikaners auch.“

Mohr stellte seine Handtasche nieder und verbiß die Heiterkeit, die sich auf seinem Gesicht auszubreiten drohte. „Ich habe allerhand

Neuigkeiten erwartet. Wie nett, daß ich nicht enttäuscht werde. Ich bin ganz Ohr...“

„Zu lachen ist gar nichts dabei“, bemerkte Gina etwas gekränkt. „Sie werden es gleich hören. Konrad, Konrad! Komm schnell und hilf mir erzählen!“

Herr Reichenbach, der in vorfichtiger Entfernung Zeuge der Begrüßung gewesen war, trat näher und wurde vorgestellt.

„Das wir nun Dr. Mohr hier haben, ist das Beste, was uns geschehen konnte. Er versteht sich auf alle Verbrechen!“

„Nicht als ob ich selbst von der Branche wäre“, berichtigte bescheiden der Freund. „Aber selbstverständlich stehen meine geringen Kenntnisse zur Verfügung. Also sagen Sie, womit ich dienen kann? Wollen Sie morden, brandstiften oder was sonst?“

Gina schüttelte unwillig den Kopf. „Ob Sie es nun glauben oder nicht, es ist alles sehr ernst. Piets Diamanten sind gestern verschwunden. Wer ist der Dieb? Das frage ich Sie.“

Mohr sah ein, daß doch etwas an der Sache sein mußte, setzte sich auf die Bank unter den Tannen, wo der gedeckte Tisch ein baldiges Frühstück verließ, und schlug einen amtlichen Ton an. „Vor allem sagen Sie mir, was Sie schon unternommen haben.“

„Gar nichts!“ antwortete Gina stolz. „Sie denken wohl, wir hätten es recht ungeschickt angefangen und das Malheur gleich in alle Welt ausposaunt? Nein, da waren wir besser beraten. Der Direktor...“

„Wer ist das?“

„Direktor Westhoff, einer unserer prominentesten Gäste. Großindustrieller oder bedeutender Unternehmer, jedenfalls ein gewiegener Geschäftsmann. Der riet, vorerst abzuwarten. Vor allem wollte er die anderen Gäste nicht unnötig aufregen, was freilich nichts half, denn sie erfuhren es nachher doch, nicht wahr, Konrad?“

Fortsetzung folgt.

